

Der Wunsch zu bleiben und der Drang zu gehen

6 x Hiddensee – München und zurück. Sommer-Erinnerungen der Kinder von 1989 (Teil 1)

fh. – Es muss irgendwann im Juli 1989 gewesen sein, als der 19jährige Pfarrerssohn Alexander Schulz aus Potsdam nach frisch bestandenem Abitur eine ganz besondere Erfahrung mit dem dysfunktionalen System der Planwirtschaft machte. Er nennt sie „symptomatisch für die späte DDR“: „Zu Beginn der Ferien jobbte ich für ein paar Tage in einer [...] Gärtnerischen Produktionsgenossenschaft. Meine Aufgabe war es, Weiß- und Rotkohlköpfe in einer großen Lagerhalle in Kisten zu je 20 kg zu verpacken. Ich stapelte fleißig Kisten, der Berg aus Kohlköpfen wurde kleiner. Als alle verpackt waren, nahm ich mir jede einzelne Kiste wieder vor, nahm jeden Kohl zur Hand und prüfte, ob er schon angefault war. Ich begann einen neuen Berg aus angefaulten Kohlköpfen anzuhäufen. Was noch genießbar war, wurde wieder 20 kg-weise verpackt. So ging es, bis alle Kohlköpfe verfault auf einem großen Haufen lagen [...]. Das ganze System funktionierte nicht mehr.“ (*Aufrecht*, S. 23).

Solche Anekdoten zeigen gewiss mehr vom Alltag der DDR als die offizielle Tagespresse der DDR im Sommer 89, die bislang im Fokus unserer Beiträge gestanden hat. Beim Blättern durch das Bändchen mit 25 Texten von jungen Menschen, deren Eltern sich schon in den Jahren zuvor, aber nun vor allem 1989/90 für Veränderungen in der DDR eingesetzt haben, findet man zahlreiche Erinnerungsbilder, die besonders dichte Zugänge in die Lebenswirklichkeit der DDR dieser Monate schaffen. Freilich fehlt oft die genaue zeitliche Rahmung. Es ist sicher bei vielen so, wie Alexander Schulz schreibt: „Die Chronologie der Ereignisse gerät in meiner Erinnerung durcheinander.“ Und dies liegt auch daran, weil die Zeit und die Empfindungen so widersprüchlich waren: „Der Wunsch zu bleiben und der Drang zu gehen, bevor es unangenehm und gefährlich wird, wechselten sich ab.“ (S. 24).

Aber für die meisten dieser „Kinder von 89ern“, darunter die Tochter Pfarrer Christian Führer, die vier Lietz-Sprösslinge aus Güstrow und die vier Töchter von Sebastian Pflugbeil, nachmaliger Minister im Kabinett Modrow für das Neue Forum, ist Weggehen keine wirkliche Alternative. Aber sie erlebten es in diesem Sommer als schmerzliche Erfahrung der Trennung. Halina Kratochwil, die 1988 von ihrer in den Westen gezogenen Freundin Katharina Abschied nehmen musste, beschreibt es in ihren kurzen Notizen als den prägenden Eindruck dieses Sommers: „1989: Im Sommer sitzen wir jeden Abend vor der Tagesschau. Die Aktuelle Kamera schweigt. Traurig sehe ich Tausende gehen. Sie lassen ihre Kinder, ihre Freunde, ihre Berufe zurück.“ (S. 214)

Als Kinder von Bürgerrechtler mit Westkontakten waren diese Kinder und Jugendlichen etwas besonders, wie Frauke Lietz erinnert, Tochter einer Ärztin und eines mit seiner Kirche überkreuz liegenden Ex-Pfarrers und Katecheten: Wir waren „zusätzlich zu unserer politischen Haltung auch in anderen Bereichen ‚anders‘ und in gewisser Weise exotisch: So sahen wir kaum fern und konnten deshalb häufig [...] nicht mitreden, waren nicht ‚up to date‘ in der Musikszene, [...] liefen in für die anderen meist nicht zugänglichen „Westklamotten“ herum [...]“. Besonders die religiöse Bindung war oft ein Unterscheidungsmerkmal: „Was für viele angesichts der bewusst atheistischen Erziehung zudem kaum nachvollziehbar war, war die Vorstellung, dass jemand an Gott glauben könne.“ (S. 175). Natürlich ist diese Differenzierung auch eine Altersfrage, denn die „Kinder“ dieses Buchs haben das Jahr 1989 teils schon als junge Erwachsene wie Frauke Lietz erlebt, teils aber auch noch in ihren ersten Schuljahren. Alles was vor dem Herbst liegt, scheint da eher diffus, wie Hagen Straßburger notiert, der damals knapp 10 Jahre alt war: „Vor dem Herbst 1989 bekam ich nur bei einigen Ereignissen bruchstückhaft mit, dass meine Eltern anders dachten, als wir es in der Schule zu hören bekamen.“ Das Leben in diesem Zwiespalt empfindet er im Rückblick als psychologische Herausforderung: „Ich sollte nicht erzählen, dass ich ‚in die Christenlehre‘ ging – sollte aber auch fleißiger Jungpionier sein; ich bekam Abzeichen für gutes Lernen in der sozialistischen Schule, die zu Hause

nicht beachtet wurden; [...] ich sollte nicht von den Mainzelmännchen aus dem Fernseher der Großeltern aus Cottbus erzählen“ (S. 198).

Auch Katharina Pflugbeil ist erst neun Jahre, aber mit zwei älteren Schwestern ist es einfacher, auch ist die Abgrenzung in der Familie deutlicher. Die Mama erklärt ihr, dass sie bei Jungpionieren erst einmal nicht mitmachen solle: „falls es auf die Dauer schlimm für mich wäre [...], würden wir noch einmal darüber sprechen. [...] Als ich daraufhin meine ältere Schwester Franziska fragte, warum wir denn keine Pioniere seien, antwortete sie: „Wir können auch so einer alten Oma über die Straße helfen [...]. Das fand ich durchaus einleuchtend und legte mir das als Standardantwort zurecht“ (S. 259f.). Sogar Nesthäkchen Therese Pflugbeil, die 1989 sehnsüchtig auf ihre Einschulung am 1. September wartet, meint rückblickend. „Obwohl ich noch klein und unwissend war, habe ich doch mitbekommen, dass meine Eltern mit vielen nicht einverstanden waren.“ Zwar habe sie nicht alles „mitbekommen“, aber war doch „oft heimlich stolz“ (S. 333).

Die Sommerferien der Pflugbeils bekommen 1989 eine ganz plötzliche Aufregung, die alle vier Töchter mit unterschiedlichen Akzenten berichten. Caroline Pflugbeil, die Älteste: „Mitten im Hiddenseesommer mussten wir drei, mein Vater, meine Mutter und ich (als einzige von uns vier Kindern schon mit Ausweis) nach Berlin zu einer Vorladung in die Rykestraße.“ Es geht um den 50. Geburtstag von Pflugbeils Schwester, für die die Familie einen Besuchsantrag gestellt hat. Die 15jährige Caroline muss allein ins Amtszimmer: „die Beamte gab mir ohne viel Kommentar meinen blauen Pass und teilt mir nur kurz mit, wann meine Ausreise- und Wiedereinreisetermin sei. Voller Angst ging ich aus dem Zimmer, er hatte so getan, als ob ich allein reisen sollte“. Doch tatsächlich darf die ganze Familie nach München (S: 86). Also geht es zuerst wieder nach Hiddensee zurück, wo die drei anderen Mädchen warten. Katharina Pflugbeil: „Ich sehe noch vor mir, wie der Pass meiner Mutter voller Obstsaft war, weil sie in Berlin Pfirsiche ergattert hatte und sie unglücklicherweise in demselben Beutel wie ihren Pass nach Hiddensee transportiert hatte [...]. Die Eltern haben verzweifelt versucht, ihn mit Klopapier zu trocknen. Er sah trotzdem noch ganz wellig und gelb aus und sie hatten große Sorge, dass sie damit nicht über die Grenze kommen würden.“ (S. 267).

Am Ende geht alles gut: Zu sechst reisen die Pflugbeils nach München und für die vier Mädchen sind die Eindrücke vom Westen gewaltig. Vor allem das Bunte heben sie hervor. „Ich habe den Westen sehr farbenfroh in Erinnerung und alles gab es im Überfluss.“ In „einem italienischen Eisladen, wo es bestimmt 20 verschiedene Sorten gab [...] durften [wir] uns sieben aussuchen – für uns bis dahin unvorstellbar.“ (Franziska Pflugbeil), 13 Jahre, S. 159). Katharina ist von den „Unmengen an frischem Obst“ fasziniert und bringt ihrer kleinen Schwester bei, „wie man eine Kiwi isst – und auch ich wusste das eigentlich nur aus Erzählungen.“ (S. 268). Besonders aber die Buchhandlungen faszinierten die Pflugbeils. Franziska schildert eine Szene aus Rothenburg ob der Tauber: „Und wie so viele Male davor betrat unsere sechsköpfige Familie den Laden, verteilte sich still in die verschiedenen Ecken und fing an zu lesen Der Buchhändler besah sich die Lage eine Weile und nach einer halben Stunde sprach er meine Eltern an. So etwas hätte er in seinem Leben noch nicht erlebt, dass eine große Familie [...] sich stillschweigend in Bücher vertiefen“ würde. Als er erfährt, dass die Kunden aus dem Osten kämen, „schenkte er jedem von uns ein Buch“ (S.160). Aber auch dies kann die Älteste von den Vorzügen des Westens nicht überzeugen. Im Rückblick grübelt Caroline: Nichts konnte überzeugen, um „dort zu bleiben. War es nur Sturheit“? (S. 86) Aber, wie Katharina berichtet: Im Westen zu bleiben, das wurde bei den Pflugbeils während der ganzen Reise niemals erörtert, „das war gar keine Option“. Als sie Ende August wieder vor der heimischen Kaufhalle in Ostberlin ankommen, wo eine lange Schlange um „knallgrüne Pfirsiche“ ansteht, habe die „große Schwester mit tränenerstickter Stimme“ festgestellt: „Ja, jetzt sind wir wirklich wieder zu Hause.“ (S. 269)

Quelle:

Sebastian Pflugbeil (Hg.): Aufrecht im Gegenwind. Kinder von 89ern erinnern sich. Leipzig 2010, 2011.